

Die Wahl des Generals

Autor(en): **Inglin, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Wahl des Generals

Von Meinrad Inglin

Wir freuen uns, unseren Lesern dieses bedeutende Kapitel aus dem neuen, seiner Vollendung entgegensehenden Werke von Meinrad Inglin darzubieten. Es scheint als ob darin der Dichter, nachdem er uns die „Jugend eines Volkes“ in einer unvergeßlichen Darstellung geschenkt hat, nun daran gehen wolle, uns das Heraufziehen des Alters in diesem Volke zu schildern. Sein auf zwei Bände angelegter schweizerischer Zeitroman wird die Jahre von 1912—1920 umfassen. Zu dem nachstehenden Kapitel hat der Autor noch angemerkt: „Der Roman wird an dieser Stelle so sachlich genau, ja so geschichtlich wie möglich; aber da er gerne etwas Dokumentarisches, sozusagen Repräsentatives werden möchte, lässt sich eine derartige Fassung solcher Stellen rechtfertigen. (Es geht im übrigen bunt und persönlich genug zu.) Zu dieser Stelle wäre erklärend vorauszubemerken, dass der Zürcher Nationalrat und Brigadekommandant Ammann ein fester, nahezu beliebter Herr und liberaler Fortschrittsmann, der hier als Parlamentsmitglied nach Bern fährt, eine bevorzugte Gestalt des Buches ist . . .“

Nat.-Rat Ammann fuhr mit dem Frühzug nach Bern und bemerkte auf der ganzen Fahrt die Anzeichen der beginnenden Kriegsmobilisation. Die Bahnübergänge und Brücken wurden durch Landsturmsoldaten oder Bahnbeamte mit angehängtem Gewehr, aufgepflanztem Bajonett und roter Armbinde bewacht, vor den Stationsgebäuden sammelten sich einrückende Wehrmänner, und der Berner Bahnhof wimmelte von Offizieren, Soldaten und abreisenden Fremden. Auch in der Stadt herrschte ein ungewohnt geschäftiges Treiben. Requisitionsfuhrwerke, Automobile, Pferdekoppeln, Ordonanzen mit Reitpferden, Pfadfinder, Radfahrer und Lastwagen bewegten sich durch die Hauptstrassen, überall waren zum Hilfsdienst aufgebotene, durch die rote Armbinde gekennzeichnete Leute vom unbewaffneten Landsturm unterwegs, und das Publikum drängte trotz der frühen Stunde mit derselben gespannten Neugier herum wie in Zürich.

Im Bundeshaus hatte Ammann das für die Sitzung der Neutralitätskommission bezeichnete Zimmer kaum betreten und sich einer der um Decoppet und Motta versammelten, lebhaft debattierenden Gruppen angeschlossen, als der Bundespräsident Dr. Arthur Hoffmann unter der Tür erschien und ohne sich aufzuhalten mit raschen Schritten an seinen Platz ging.

Hoffmann, ein St. Galler Jurist von unbestechlicher Rechtschaffenheit, hatte nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten im Dezember 1913 das neu geschaffene politische Departement

übernommen. Er war aus der freisinnigen Partei hervorgegangen, genoss aber das Vertrauen aller Fraktionen in einem höhern Masse, als ein Bundesrat es von seinen frühern politischen Gegnern üblicherweise zugestanden erhält; der überparteiliche Standpunkt, den sein Amt ihm auferlegte, entsprach seinem innersten Wesen. Erst in diesen Tagen aber zeigte sich, inwiefern dieser verständige, immer gesammelte und etwas reservierte Mann zur höchsten Verantwortung nicht bloss geeignet, sondern geradezu berufen war. Er entwickelte genau jene Eigenschaften, die ein von hundert Beratern umgebener Steuermann besitzen müsste, um in einem ungeahnt mächtigen Sturm sein Schiff heil durch widrige Ratschläge, Ansprüche, Wogen, Winde und Klippen zu führen.

Während die Kommissionsmitglieder ihre Plätze einnahmen, breitete er verschiedene Papiere vor sich aus, dann hob er das Gesicht mit dem weichen, leicht geschweiften Schnurrbart, blickte ruhig umher und nickte einigen seiner Bekannten unmerklich zu, wobei ein kaum wahrnehmbares Lächeln seine klaren, strengen Augen hinter dem randlosen Klemmer umspielte. Schliesslich warf er einen fragenden Blick auf den Präsidenten und lehnte sich abwartend zurück.

Der Kommissionspräsident, Nationalrat Spahn, eröffnete die Sitzung mit wenigen Worten, dann begann Hoffmann unter lautloser Stille zu sprechen, um das Aufgebot der ganzen Armee zu rechtfertigen und für den Bundesrat unbeschränkte Vollmachten zu verlangen. Er sprach ruhig und bestimmt, ohne jemand anzublicken, lehnte sich am Ende seiner Ausführungen wieder zurück und folgte der einsetzenden Diskussion; er hörte jedem einzelnen Redner sehr aufmerksam zu, verriet aber mit keiner Miene, was er dabei dachte. Zuletzt widerlegte er ein paar Einwände, trat gewissen Befürchtungen entgegen und empfahl der Kommission, die wohlbedachten Vorschläge des Bundesrates anzunehmen.

Die Kommission nahm die Vorschläge einstimmig an. Der Vorsitzende brachte die Wahl des Generals zur Sprache. Damit trat einer jener merkwürdigen und kennzeichnenden Streitfälle ein, die bei uns kaum vermeidbar sind, weil sie unmittelbar der lebendigen Vielfalt schweizerischen Wesens entspringen, und

deren gültige Lösung wiederum nur auf eine schweizergeschichtlich bedingte Art erfolgen kann, nämlich durch einen geistigen Entschluss, der die Instinkte überwindet und die Zugeständnisse rechtfertigt, durch den Entschluss zur Einigkeit.

Als oberster Führer der Armee liess sich zum Glück kein dritter Mann mit so triftigen Gründen vorschlagen wie Wille oder Sprecher. Ulrich Wille, seit vierundvierzig Jahren Berufsoffizier, hatte die ganze Entwicklung des schweizerischen Wehrwesens nicht nur miterlebt, sondern unablässig angetrieben, und zwar an den entscheidenden Punkten, wo sie immer wieder einzuschlafen drohte, an den rein menschlichen Widerständen gegen ein kriegstüchtiges soldatisches Wesen. Mit vorbildlicher Haltung und erstaunlicher Energie war er dem militärischen Dilettantismus, dem Schlendrian, der gemütlichen Dienstauffassung zu Leibe gegangen, so dass die verhältnismässige Zuverlässigkeit der Armee nun im Wesentlichen als sein Werk gelten musste. Er war mit dieser Armee auch jetzt noch nicht zufrieden, er war bis zu seinem Rücktritt nicht zufrieden mit ihr, er verlangte bis zum letzten Atemzug noch mehr Mannszucht, ein noch strengeres Pflichtbewusstsein, eine noch gründlichere Ausbildung. Das war der „Geist Willes“, das Schreckgespenst romanischer, sozialdemokratischer und anderer Eidgenossen, ein unschweizerischer Geist, so urteilte man, ja ein preussischer, womit er dem allgemeinen Abscheu endgültig ausgeliefert schien. Der andere Anwärter auf den Generalsrang, Theophil Sprecher von Bernegg, ein Bündner Aristokrat, der nicht wie Wille durch seine besondere Aufgabe gezwungen wurde, täglich vor allen Augen nach dem überragenden Masse seiner Persönlichkeit zu handeln, besass dagegen das Wohlwollen des ganzen Volkes. Er war als Milizoffizier ein vorbildlicher Truppenführer gewesen und hatte seit zehn Jahren mit Umsicht und Ausdauer die Arbeiten des Generalstabs geleitet. Die Richtigkeit und ausserordentliche Bedeutung dieser Arbeiten konnten erst die Mobilisation und der Aufmarsch der Armee erweisen.

„Ich bin allerdings der Meinung“, erklärte Spahn, der Vorsitzende, „dass die Kommission nicht offiziell beauftragt ist, der Bundesversammlung einen Vorschlag zu machen, aber ich glaube doch, dass wir uns darüber aussprechen und vor allem den Standpunkt des hohen Bundesrates anhören müssen. Ich

kann Ihnen mitteilen, dass der Bundesrat einstimmig Herrn Oberstkorpskommandant Wille als General vorschlägt”.

Verschiedene Mitglieder räusperten sich und rückten ihre Stühle anders zurecht. Ein welscher Nationalrat begann in gedämpftem Ton auf seine Nachbarn einzureden. Ammann hörte, ohne seine Stellung zu verändern, mit vorgeschobener Unterlippe und forschendem Seitenblick einem für Wille eingenommenen Kollegen zu. Auf allen Gesichtern lag ein gespannter, ernster Ausdruck.

Hoffmann gab mit sachlicher, fast teilnahmslos berichtender Stimme bekannt, dass vor dem Beginn dieser Sitzung eine parlamentarische Delegation der welschen Schweiz beim Bundesrat sich sehr entschieden gegen die Wahl Willes ausgesprochen habe. Er machte eine kurze Pause, dann zog er ein wenig die Brauen empor, blickte auf die vor ihm liegenden Papiere und erklärte, behutsam zuerst, dann mit steigendem Nachdruck, in einem tief überzeugten Tone: „Meine Herren, der Bundesrat vertritt den Standpunkt, dass nur der tüchtigste Truppenführer zum General gewählt werden darf. Wir dürfen uns dabei weder von Sympathien, noch von Antipathien leiten lassen, sie mögen kommen woher sie wollen. In dieser ausserordentlich ernsten Stunde kann es sich nicht mehr darum handeln, wer beliebt und wer unbeliebt, sondern ausschliesslich darum, wer als Führer am tüchtigsten ist. Wir sind nach der sorgfältigsten Prüfung aller Faktoren und nach einlässlicher Beratung mit kompetenten Persönlichkeiten zur Ueberzeugung gekommen, dass Herr Oberst Wille die notwendigen Führereigenschaften in überragendem Masse besitzt. In der theoretischen Bildung und in rein organisatorischen Fragen mag ihm Herr Oberst von Sprecher, den wir alle hochschätzen, überlegen sein, nicht aber in der Ruhe und Entschlossenheit des Handelns, in der raschen und sichern Einschätzung aller Möglichkeiten, in der Hartnäckigkeit, mit der ein als richtig erkanntes Ziel verfolgt sein will, und in jenem nicht erlernbaren Feldherreninstinkt, der gegen alle Berechnungen so oft den Ausschlag herbeigeführt hat. Dabei ist Oberst Wille ein durch und durch patriotisch gesinnter Schweizer, man mag dagegen sagen was man will—”. Er wies jetzt gewisse Angriffe zurück, denen Wille besonders in der welschen Schweiz

ausgesetzt war, die aber Nationalrat Secrétan als Antwort auf die Ausführungen Hoffmanns nun sogleich wiederholte.

Secrétan, ein schlanker Offizierstyp in vorgerückten Jahren, mit scharfen Zügen und gepflegtem Schnurrbart, ehemals Oberstdivisionär, jetzt Chefredaktor der „Gazette de Lausanne“, ein angriffiger Geist mit ausgesprochener Sympathie für Frankreich, bestritt zunächst das Vorschlagsrecht des Bundesrates, dann erklärte er nachdrücklich, dass die Wahl Wille ein schwerer politischer Fehler wäre. Die welsche Schweiz, aber auch gewisse andere Kantone, Graubünden zum Beispiel, hätten kein Vertrauen zu diesem Mann. Wille besitze direkte Beziehungen zu Deutschland, er sei mit einer Gräfin von Bismark verheiratet und mit dem Kaiser befreundet, er würde mit seinen diktatorischen Gelüsten und bei seinem überheblichen Auftreten für unser Volk, dessen Gefühle er nicht kenne, ein Aergernis werden. Der geeignete General sei Sprecher, der die von ihm geschaffene neue Truppenordnung wohl auch am besten zu handhaben wisse. Als Generalstabschef schlug Secrétan den Oberst Audéoud vor.

Hoffmann setzte sogleich zu einer ungewohnt scharfen Entgegnung an, verteidigte Wille und beanspruchte für die verantwortliche Landesregierung einen ausschlaggebenden Einfluss auf die Wahl. „Meine Herren“, sagte er mit erhobener Stimme, „wenn der deutsche Kaiser sich beim Besuch unserer Manöver überzeugen konnte, dass wir selber in der Lage sind, unsere Neutralität zu schützen, und wenn infolgedessen Deutschland diese Neutralität heute bereits anerkannt hat, so ist das in erster Linie Oberst Wille zu verdanken, der jene Manöver geleitet hat. Wir werden Wille nicht preisgeben, und wenn er als General jemals die Schranken des Gesetzes überschreiten sollte, so werden wir ihn in diese Schranken zurückzuweisen wissen“.

Secrétan blieb hartnäckig auf seinem Standpunkt. Einige andere Redner, darunter die Bundesräte Motta und Decoppet, traten noch für Wille ein, doch ergab sich, dass in den Fraktionen die Mehrheit wohl nur für Sprecher zu haben sein würde. Die Aussprache nahm einen erfolglosen und höchst peinlichen Verlauf. Dabei stand die auf zehn Uhr angesetzte ausserordentliche Bundesversammlung, die den General wählen sollte, unmittelbar bevor. Eine beängstigende Lage war geschaffen. Die ge-

gensätzliche Haltung von Bundesrat und Parlament in dieser lebenswichtigen Stunde, die von Volk und Räten Einigkeit verlangte wie nie vorher, drohte aus den Grundlagen des Staates selber ein Verhängnis heraufzurufen, das die Landesgefahr im selben Augenblick, da man sie abzuwenden gedachte, noch steigern musste.

*

Die allgemeine Spannung im ganzen Lande verdichtete sich an diesem Tag in den Berner Ratssälen und Kommissionszimmern zur fast atemlosen Frage, ob das demokratische Gefüge dem innern und äussern Ansturm primitivster Instinkte gewachsen sein werde. Im Streit um den General offenbarte diese Frage ihre tödernste Berechtigung und erhob sich vor jedem einzelnen Ratsmitglied. Ammann war in der Sitzung nachdenklich geworden, er hegte eine unbegrenzte Achtung für Hoffmann, aber das Gefühl, der Mehrheit anzugehören, stärkte ihm den Rücken.

Die vormittägliche Bundesversammlung bekundete indessen den festen Willen der Eidgenossenschaft, „in den bevorstehenden kriegerischen Ereignissen ihre Neutralität zu wahren“. Sie stimmte dem Truppenaufgebot zu und erteilte dem Bundesrat unbeschränkte Vollmacht „zur Vornahme aller Massnahmen, die für die Behauptung der Sicherheit, Integrität und Neutralität der Schweiz“ erforderlich sein würden. Damit legten die Volksvertreter einen Teil ihrer Machtbefugnisse, die sie sonst mehr als eifersüchtig gehütet hatten, in die Hände des Bundesrates, ein freilich notwendiger und dennoch ausserordentlicher Schritt, der erste politische Beweis für die selbständige Aktionsfähigkeit des vielgliedrigen Staatswesens im Getümmel der Völker. Aber mit dem ersten Schritt ist wenig getan, wenn der zweite misslingt, der Beweis musste fortgesetzt werden, der General war noch nicht gewählt.

Nach der Bundesversammlung begaben sich die Ratsmitglieder in verschiedene Gasthöfe und griffen zunächst begierig nach den Mittagsblättern, die mit ihren Auslandnachrichten indes den Stand der Dinge wieder mehr verschleierten als enthüllten. Weder von Deutschland noch von Frankreich war der Krieg erklärt worden, ein zureichender Kriegsgrund liess sich noch im-

mer nicht einsehen, und die Haltung Italiens blieb so ungewiss wie die Englands. Dagegen fiel plötzlich ein unheilvolles Licht auf die deutsch-französische Grenze. Wie zwischen zwei sich nähernden elektrischen Ladungen notwendig die Funken zu knistern beginnen, so ereigneten sich dort zwischen den mobilisierenden Heeren die unvermeidlichen Zusammenstösse von Patrouillen, Grenzverletzungen sichernder und aufklärender Organe, an sich geringfügige „Zwischenfälle“, die aber von Berlin und Paris aus mit dem höchsten Nachdruck mitgeteilt wurden. Als die deutsche Regierung ihren Botschafter in Paris aufforderte, seine Pässe zu verlangen, berief sie sich geradezu auf „die fortgesetzten Grenzverletzungen“ durch Frankreich. Die Fatalität der Ereignisse wurde immer deutlicher.

Ammann legte das Blatt beiseite, setzte mit seinem Tischnachbar das unterbrochene Gespräch über die Generalwahl fort und machte sich alsbald über die Suppe her. Er sass neben einem Zürcher Kollegen, einem blassen, magern, vornehmen Mann von anerkannt hoher Intelligenz, der in seiner Haltung schwankend geworden war und in seinem ohnehin erregten Zustande derart darunter litt, dass er das vorzügliche Mahl fast unberührt liess. Ammann war von der Richtigkeit seiner eigenen Haltung auch nicht mehr ganz überzeugt, was aber bei ihm die gegenteilige Wirkung hervorzurufen schien, er spürte einen gewaltigen Appetit und konnte mit seinen Beteuerungen, wie tief die Frage auch ihn berühre, nur notdürftig vertuschen, was für Mengen er zu sich nahm; die Flasche Burgunder, die sie zusammen bestellt hatten, musste er überdies allein bewältigen. Dafür fühlte er sich nach dem Essen auch in jeder Beziehung neu gestärkt, und während sein Kollege schon in der folgenden Fraktionsversammlung ins bundesrätliche Lager hinüberwechselte, beharrte er mit frischem Mut auf seinem Standpunkt.

Die drei grossen Fraktionen versammelten sich nachmittags, um die Wahl noch einmal zu besprechen, damit der General in der um vier Uhr beginnenden Sitzung der vereinigten Räte gewählt werden könnte. Sie kamen unabhängig voneinander zu einem Ergebnis, das den Konflikt zwischen Parlament und Bundesrat auf die Spitze trieb; es schien endgültig ausgeschlossen, eine Mehrheit für Wille zu gewinnen. Willes militärische Führereigenschaften wurden nicht ernstlich bezweifelt, aber die

angebliche politische Fragwürdigkeit seiner Wahl fiel den Volksvertretern noch immer stärker in die Augen. Was in gewissen mobilisierenden Staaten jetzt selbstverständlich war, die Vorherrschaft des militärisch Notwendigen über politische Bedenken, das wollte diesen geschworenen Demokraten mit ihrer äusserst feinen Witterung für die geringste Grenzverwischung zwischen Macht und Recht durchaus nicht in den Kopf.

Um vier Uhr trat die Bundesversammlung abermals zusammen. Ammann und viele seiner Kollegen nahmen mit dem unbehaglichen Gefühl ihre Plätze ein, dass man dem einmütig begeisterten Schweizervolk nun hier ein bedrückendes Schauspiel der Uneinigkeit bieten und damit in diesem wichtigsten Augenblick die repräsentative Würde des Parlaments verscherzen werde. Es kam nicht so weit, dem Bundesrat gelang es, einen offenen Redestreit um den General zu verhindern. Die Räte erledigten andere Geschäfte und nahmen schliesslich den Bericht entgegen, dass Deutschland und Frankreich im Vertrauen auf die entschlossene Haltung der Eidgenossenschaft versprochen hätten, die schweizerische Neutralität zu achten. Die Versammlung ging zu Ende, der General war noch nicht gewählt.

In den Wandelgängen bildeten sich darauf überall Gruppen erregter Parlamentarier. Hoffmann begann mit den Fraktionsführern zu verhandeln. Ammann hatte den Chef des Militärdepartements vor ein Büro begleitet und war im Begriff, umzukehren, stand aber noch da und hörte zu, schweigend, mit vorgeschobener Unterlippe, den Blick auf Decoppets gewaltigem Schnurrbart. In diesem Augenblick trat Oberst von Sprecher aus einer benachbarten Bürotür. Ammann beachtete ihn zunächst nicht, es waren hier eine Menge von Beamten und Offizieren unterwegs, aber plötzlich erkannte er ihn, blickte ihm aufleuchtend entgegen und rückte, als er vorbeiging, mit einer leichten Verbeugung die Absätze zusammen.

Sprecher, eine auffallend hagere, grosse Gestalt in Waffenrock und langer Hose mit breiten roten Seitenstreifen, den Abzeichen des Generalstabs, ging mit einem gelben Umschlag in der Rechten eilig an ihnen vorbei. Er hatte keine Zeit für sie, er sah äusserst beschäftigt aus und erwiderte den Gruss nur flüchtig. Ammann blickte in das ihm so wohlbekannte schmale,

magere Gesicht mit den gescheiten kleinen Augen und dem herbstolzen, beinah verächtlichen Zug um den Mund, und hatte den Eindruck, dass Sprecher ihn nicht erkenne. Etwas enttäuscht sah er ihm nach, verabschiedete sich von Decoppet und kehrte um.

Er war unzufrieden mit sich. Decoppet hatte ihm mit missmutiger Verbindlichkeit zu verstehen gegeben, dass der Bundesrat auf seinem Standpunkt beharren werde, dass aber der erste Schritt zur Verständigung einem aktiven Brigadekommandanten der deutschen Schweiz näher liegen dürfte als den Welschen. Er wehrte sich noch ein wenig gegen diese Einsicht, doch der Gedanke, wieviel nun plötzlich von seiner Haltung abhing, versöhnte ihn rasch damit. Ein endgültiger Bruch zwischen Bundesrat und Parlament musste unter allen Umständen verhütet werden, das stand für ihn fest. In dieser persönlichen Bedrängnis und im Bewusstsein der drohenden Landesgefahr stellte er eine kurze, rücksichtslose Gewissenserforschung an. Er hatte von Anfang an fast instinktiv nicht als militärischer Fachmann, sondern als Volksvertreter zu der Frage Stellung genommen. Das liess sich verantworten. Aber dahinter kam etwas anderes zum Vorschein: Wille war ihm unsympathisch. Er hatte unter ihm gedient und sich verschiedene Verweise zugezogen, einmal, vor manchen Jahren schon, war es eine jähzornige Anrempelung gewesen, ein andermal, viel später, ein sarkastisch abfälliges und jedenfalls verletzendes Urteil über eine Manövermassnahme. Er stellte sogleich fest, dass diese Vorfälle seine Haltung nicht ursächlich bestimmt hatten, gab aber immerhin zu, dass sie ihm den Anschluss an Willes Gegner erleichtert haben mochten. Nun, er wollte sich nicht rächen, nicht einmal den Anschein davon wollte er vor sich bestehen lassen, es ging ihm einzig um das Wohl des Vaterlandes. Da entdeckte er denn zunächst, dass gegen Willes Schweizertum nichts einzuwenden war und dass er selber diese Bedenken auch nie geteilt hatte. Die militärische Tüchtigkeit des Mannes endlich stand ausser Frage, so unbequem sie für seine Untergebenen auch sein mochte. „Wir wollen ehrlich sein“, sagte er sich, „das ist doch eine verdammt ernste Sache! Wenn also der Bundesrat die Verantwortung übernehmen will — unsern guten Willen haben wir den Welschen bewiesen. Aber wir müssen einig werden, unter allen Umständen, so oder so, alles andere ist jetzt Nebensache!“



Als er soweit war, sah er sich auch schon wieder von erregten Kollegen umgeben und vernahm, dass die Fraktionen abermals zusammentreten würden. Er nahm am Gespräch sogleich den lebhaftesten Anteil und erklärte ohne Umschweife, es könne sich jetzt schon weniger mehr um Wille oder Sprecher handeln als darum, die Einigung herbeizuführen.

Die drei Fraktionen sammelten sich getrennt noch im Verlaufe des Abends, um das letzte Wort des Bundesrates anzuhören, ein Wort, wie man es in solch unnachgiebiger Entschlossenheit von der obersten Landesbehörde gegenüber einer parlamentarischen Majorität unter der neuen Verfassung kaum jemals vernommen hatte. Bei den Sozialdemokraten sprach Bundesrat Müller, bei den Konservativen Motta.

In der versammelten freisinnigen Fraktion, deren Beschluss am stärksten ins Gewicht fiel, erschien Hoffmann. Es war halb sieben Uhr, von Verhandlungen konnte nicht mehr die Rede sein. Hoffmann fasste klar, knapp und eindringlich noch einmal die Gründe zusammen, die für Wille sprachen, und erklärte dann rund heraus, dass der Bundesrat auf keinen Fall nachgeben werde. „Meine Herren, machen Sie sich doch bitte klar, was das zu bedeuten hat! Der Bundesrat ist mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet worden, er muss bereit sein und ist bereit, die volle Verantwortung für das Schicksal des Landes zu tragen. Der heutige Bundesbeschluss setzt ein ausserordentliches Vertrauen in den Bundesrat voraus und besitzt in der Tat auch die Bedeutung einer verpflichtenden öffentlichen Vertrauenskundgebung. Die Haltung der Mehrheit in der Wahlfrage aber ist das gerade Gegenteil davon“.

Hoffmann sprach mit spärlichen Gesten scheinbar ruhig und fliegend weiter, aber in seiner Stimme begann ein beschwörender Ton mitzuschwingen und am Ende offen durchzubrechen. „Man ist im Begriff, uns in dieser Frage das Vertrauen wieder zu brechen, kraft dessen wir eine ausserordentliche Verantwortung übernommen haben. Die Verantwortung dürfen wir behalten. Meine Herren, das ist unmöglich, darüber sind wir uns einig, und ich ersuche Sie hiemit zum letztenmal dringend, auf Ihren Beschluss zurückzukommen. Herr Oberst von Sprecher hat übrigens im Hinblick auf unsere schwierige Lage so-

eben noch aus eigenem Antrieb den Wunsch geäußert, die Fraktionen möchten sich doch für Herrn Oberst Wille entscheiden. Ich bin befugt, Ihnen dies mitzuteilen. Gestatten Sie mir zum Schluss noch eine persönliche Bemerkung! Für mich wäre es ein schmerzliches Gefühl, von eben der Partei, die mich emporgetragen hat, im entscheidendsten Augenblick im Stich gelassen zu werden. Ich war im Bundesrat selber der eifrigste Verfechter der Kandidatur Wille, ich konnte es vor meinem Gewissen verantworten und ich glaubte es auch im Namen des Volkes verantworten zu dürfen; ich weiss nicht, wie ich dastehen werde, wenn sich jetzt nicht eine Mehrheit zu mir bekennt. Aber das werde ich wissen: ich konnte nicht anders handeln als wie ich gehandelt habe, das war und ist meine heilige Ueberzeugung". Sein Blick funkelte durch die Gläser. Er stand auf und entfernte sich eilig.

Damit war der strittigen Frage ein Gewicht verliehen, das die Lösung unter einem andern als dem höchsten Gesichtspunkt nicht mehr rechtfertigte. Jetzt gab es keine Auswege mehr, es gab nur noch einen einzigen Weg, die Einigung herbeizuführen. Dieser Notwendigkeit musste eine Ueberzeugung, die in den meisten Fällen nicht so unerschütterlich sein konnte wie die Hoffmanns, geopfert werden. Die Fraktion wiederholte die Abstimmung und entschied sich mit 67 gegen 30 Stimmen für Wille. Die konservative Fraktion, die sich von Anfang an auf keinen Beschluss versteift hatte, nahm zur selben Stunde fast einstimmig den bundesrätlichen Vorschlag an. Die Sozialdemokraten versprachen ebenfalls, mit einer Mehrheit für Wille einzutreten.

Die besonders aus welschen Räten bestehende Gruppe, die auch jetzt noch Wille ablehnte, konnte sich über ihre Niederlage mit grösserem Recht beklagen als je eine Minderheit. Ihr lag das Schicksal des Landes nicht weniger am Herzen als der neuen Majorität, und schliesslich hatte sie ja keinen Welschen vorgeschlagen, sondern einen Bündner, der vermutlich den Deutschen, gewiss aber den Oesterreichern, den Sieg eher gönnte als den Franzosen. Sie schlug keinen Lärm, sie fügte sich, und die Kommentare der welschen Presse, die am Tag darauf in Bern mit Besorgnis erwartet wurden, zeugten vom entschlossenen Willen zur nationalen Einheit, einem Willen,

dem in der Schweiz nie ein rassenhafter Instinkt zugrunde liegt, sondern immer eine geistige Entscheidung.

Die Nachricht, dass die Wahl Willes zustande kommen werde, verbreitete sich rasch in der Stadt und lockte eine Menge Neugieriger vor das Bundeshaus. Als Ammann ein paar Minuten vor acht Uhr den hell beleuchteten Nationalratssaal betrat, waren alle Tribünen schon dicht besetzt. Der Vorsitzende der vereinigten Bundesversammlung, Nationalratspräsident von Planta, ein Bündner Aristokrat von energischem und zugleich gewandtem Wesen, neigte auf seinem erhöhten Sitz das kantige braune Gesicht Hoffmann entgegen, der mit irgend einer Weisung an ihn herantrat. Die Ratsmitglieder begaben sich an ihre Plätze. Jene Räte, die wie Ammann als Milizoffiziere nach Bern gekommen waren, fielen in ihrer dunkelblauen Uniform mit dem roten Kragen, den silberschimmernden Knopfreihe und Achselklappen jetzt besonders auf. Im ganzen Saale herrschte eine ungewohnt festliche Stimmung. Die Bundesräte waren vollständig anwesend.

Der Präsident las die reglementarischen Bestimmungen über die Wahl des Generals vor, dann wurden die Stimmzettel verteilt. Zwanzig Minuten nach acht Uhr verkündete von Planta unter lautloser Stille das Ergebnis: „Ausgeteilt wurden 192 Stimmzettel, davon lauten 122 auf Wille, 63 auf von Sprecher; 7 sind leer eingegangen. Herr Oberstkorpskommandant Ulrich Wille ist somit zum General gewählt“.

Eine rauschende Bewegung ging durch den Saal, auf den Tribünen ertönten Bravorufe und Händeklatschen. Von Planta, der sogleich nach dem letzten Worte durch einen Wink dem Beauftragten das Zeichen gegeben hatte, Wille herbeizurufen, schüttelte die Glocke und rief mit unwilliger Miene zu den Tribünen hinauf: „Ich bitte jeden Beifall zu unterlassen, der Augenblick ist zu ernst dafür!“ Er wandte sich, während das Publikum auf den Tribünen verstummte und nur im Rat das Summen der Stimmen andauerte, suchend dem linken Eingang zu, stand auf und verliess das Podium.

In diesem Augenblick trat, von zwei Kavallerie-Adjudanten begleitet, Wille durch die Tür. Er ging auf von Planta zu, der ihm entgegenkam, wechselte einen Händedruck mit ihm und

schritt an seiner Seite in die Mitte des Saales. Es war ein unter-setzter, fester, breitschultriger Mann von strammer Haltung, mit alten Schmissnarben im Gesicht, in einem massigen rot-braunen Gesicht, das einen selbstbewussten, entschlossenen, fast mürrischen Ausdruck zeigte und die Kraft erkennen liess, die spürbar von seiner ganzen Gestalt ausging.

Die Räte und die Zuschauer auf den Tribünen erhoben sich. Der Präsident ging an seinen Platz zurück, wandte sich an Wille, der unter seinen schweren Lidern hervor ihm aufmerksam entgegenblickte, und begann mit fester Stimme: „Herr General! Sie sind durch das Vertrauen der vereinigten Bundesversammlung zum Oberbefehlshaber der schweizerischen Armee berufen worden. Im Namen des Parlamentes und des schweizerischen Volkes entbiete ich Ihnen vaterländischen Glückwunsch zu dieser Ehrung. Möge es Ihnen gelingen, das in Sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Mögen Sie die Ihnen unterstellte Truppe im Frieden und, wenn es sein muss, im Kriege zur Ehre und Wohlfahrt des Landes führen. Ueberbringen Sie dem schweizerischen Heer den vaterländischen Gruss der Bundesversammlung und sagen Sie ihm, dass sie unbegrenztes Vertrauen setze in seine militärische Tüchtigkeit und seine vaterländische Gesinnung. Ihnen, Herr General, und Ihrer Truppe übergeben wir bewegten Herzens die Hut unserer Grenze, der Schwelle zu unserer Freiheit und Unabhängigkeit. Möge uns dieses höchste Gut erhalten werden!“

Nach dieser Ansprache ersuchte von Planta den Kanzler, die Schwurformel vorzulesen. Der Bundeskanzler, Schatzmann, erhob sich und las von einem Blatt Papier, das in seiner Rechten leise zitterte: „Der Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen schwört, der schweizerischen Eidgenossenschaft Treue zu bewahren, die Ehre, die Unabhängigkeit und die Neutralität des Vaterlandes mit den ihm anvertrauten Truppen nach besten Kräften mit Leib und Leben zu beschützen und zu verteidigen, und sich genau an die Weisung des Bundesrates über den durch das Truppenaufgebot zu erreichenden Endzweck zu halten“.

Wille hatte unmerklich den Kopf gesenkt, vor sich hingesehen und offenbar genau auf die Formel geachtet; er machte einen gesammelten Eindruck. Nach dem letzten Wort des Kanzlers blickte er ruhig auf und schaute den Präsidenten an, der ihn er-

suchte, den Schwur zu leisten, dann hob er den rechten Arm und sagte mit seiner kräftigen, etwas rauh klingenden Stimme laut und deutlich: „Ich schwöre es!“

Ammann wurde in diesen und den unmittelbar darauf folgenden Sekunden, während keine Hand sich regte und kein Laut zu hören war, dermassen gepackt, ja erschüttert, dass ihm Tränen in die Augen traten. Seine persönliche Abneigung gegen diesen Vorgesetzten war völlig erloschen, er sah nicht mehr den berüchtigten Instruktor, den er gekannt hatte, sondern einen durch den Eid geheiligten obersten Führer, den General der schweizerischen Eidgenossenschaft. Als der Bann des Schweigens gebrochen war und das Parlament in Bewegung geriet, trocknete er sich verstohlen und etwas verwundert die feuchten Augen, aber er brauchte sich seiner Tränen nicht zu schämen, auch andere Taschentücher kamen zum Vorschein, die meisten Räte schienen ergriffen.

Hoffmann und Decoppet waren als erste an Wille herangetreten, um ihm die Hand zu schütteln, jetzt drängte sich dort schon ein ganzer Schwarm von Räten zusammen, die ihn beglückwünschen wollten. Der Nationalratspräsident beeilte sich, die Sitzung aufzuheben.

Auf dem Platz vor dem Bundeshaus wartete eine gewaltige Menschenmenge, die beim Erscheinen des Generals begeistert zu lärmern begann. Wille stieg in das offene Auto und salutierte, bevor er Platz nahm, mit einem väterlichen Nicken. Nach ihm stiegen seine zwei Adjutanten ein. Die Bundesräte, die ihn begleitet hatten, traten zurück, der Wagen fuhr nach einem kurzen Ruck bedächtig an, und der General legte abermals die Rechte an den Käppirand, während die Menge unter stürmischen Rufen hinter und neben dem Wagen herzulaufen begann.